

*Sehr geehrte Mitglieder der Stadtverordnetenversammlung und des Magistrats
meine sehr geehrten Damen und Herren,
liebe Mitglieder unserer Gruppe, dear group members, queridos miembros de nuestro grupo, Schalom
Chawerim!*

Man hat mich zum Gruppensprecher auserkoren und gebeten, in unser aller Namen ein paar Worte zu sagen. Im Ablaufplan für den heutigen Tag steht dazu vermerkt: „Herr Rolf Stürm überbringt den Dank der Besuchergruppe.“

Ich habe diese Aufgabe gern übernommen, denn dankbar bin ich allerdings. Aber zugleich stellt mich das vor ein Dilemma, denn nach einer Woche kenne ich Euch alle viel zu wenig, als dass ich tatsächlich in Eurem Namen sprechen könnte. Zudem hat jeder von uns die Begegnung mit dieser Stadt auf seine je eigene Weise erlebt, und so werden Sie es mir hoffentlich nachsehen, wenn meine kleine Dankesrede vor allem eine sehr persönliche und bestenfalls beiläufig eine allgemeingültige werden wird.

Das erwähnte Dilemma, nach wenigen Tagen für unsere Gruppe stellvertretend reden zu sollen, hat bei mir noch mehr Fragen aufgeworfen als dieser Besuch und das Programm der letzten Woche ohnehin. Was haben wir eigentlich alle gemeinsam, außer dass ein Teil unserer Vorfahren aus Frankfurt stammt und vor mehr als 70 Jahren gezwungen war, von hier zu fliehen?

Von aussen betrachtet zunächst nicht viel. Wir leben heute in Israel, den USA, in Lateinamerika und Kanada, in Australien und Großbritannien – und ich selbst bezeichne mich als bestens assimilierten Schweizer. Wir haben die unterschiedlichsten Berufe und politischen Überzeugungen, die einen lieben die Oper und die anderen schlafen darin ein. Sogar unser jüdisch sein, dass uns alle doch auf den ersten Blick zu verbinden scheint – auf den zweiten Blick ist die Art, wie wir es sind, vielleicht am ehesten geeignet, uns – einen jeden von uns – deutlich zu unterscheiden.

Und doch – das haben die letzten sieben Tage gezeigt – und doch verbindet uns natürlich eine Menge. Es ist zunächst Oberflächliches, scheinbar Belangloses. Unser allgemeines „Ah“ und „Oh“ zum Beispiel angesichts einer Reklame für „4711 Kölnisch Wasser“ auf der Zeil. Alle konnten wir uns erinnern, dass unsere Mütter dieses Parfum benutzt haben. Typisch deutsch, darin waren wir uns einig.

Oder Schuhbeutel aus Stoff. Weltweit stecken die Leute ihre Schuhe in irgendeiner Plastiktüte in den Koffer. Unsere Eltern hatten dafür eigens genähte Beutel aus Stoff mit einem sauber eingefassten Zugband, um sie ordentlich zu verschließen. Übrigens: Als ich vor acht Tagen in Basel meinen Koffer gepackt habe, steckten all meine Schuhe in alten Schuhbeuteln meiner Frankfurter Mutter oder sogar Grossmutter. Typisch deutsch.

Und dann natürlich der kleine Junge mit den langen unordentlichen Haaren, dem wir in der Bibliothek des Philantropin begegnet sind, und den wir alle aus unserer Kindheit kennen: Der Struwwelpeter – obwohl übersetzt in alle Weltssprachen, sogar in Jiddisch – ist das deutscheste aller Kinderbücher überhaupt. Und das frankfurterischste.

Das haben wir alle geerbt: Die Erinnerung an den Duft von 4711 auf einem zarten Damentaschentuch, die Schuhbeutel aus Stoff, und den Struwwelpeter. Aber was uns damit eigentlich verbindet, ist mehr als ein Geruch, eine Stofftüte oder ein zerlesenes Kinderbuch. Was uns tatsächlich verbindet, was uns so sehr angerührt hat – nicht wenige von uns zu Tränen – als wir ihr begegnet sind, ist die deutsche Kultur. Jene Kultur, die unsere Eltern und Grosseltern so sehr liebten und als deren Teil sie sich selbst dann noch fühlten, als man sie längst daraus vertrieben hatte.

Noch etwas verbindet uns: Die Sprachlosigkeit unserer Eltern. Der Schmerz, die Verbitterung über die Vertreibung aus ihrer deutschen Kultur und die Scham des Überlebthabens waren so groß, dass die meisten von ihnen für den Rest ihres Lebens keine Worte finden konnten, sie zu beschreiben.

Schliesslich, vermute ich, verbindet uns auch dies: Alle haben wir – irgendwann und jeder für sich – beschlossen, diese Sprachlosigkeit, dieses Verschweigen und Beschweigen zu brechen. Zu reden, weil wir wissen wollen. Zu fragen, weil wir verstehen wollen. Nach Frankfurt zu fahren, weil wir etwas finden wollen. Etwas, das mit unseren Eltern und Grosseltern zu tun hatte – und das mit uns zu tun hat. Etwas, das sie waren, und das wir hätten sein können. Etwas, das wir mit uns tragen wie einen unsichtbaren Rucksack. Man sieht ihn nicht, aber am Druck auf den Schultern spürt man, dass er da ist.

Geredet wurde viel in der zurückliegenden Woche. Von uns selbst und untereinander, von unseren freundlichen und überaus engagierten Betreuern und von offiziellen Vertretern der Stadt. Wir haben in Schulklassen und mit Schülern gesprochen. Ich selbst war in der Elisabethenschule meiner Mutter, wo ich mehrmals eine bedrückende Stille wahrgenommen habe, aber auch interessierte junge Leute von 15 Jahren, die mir kluge Fragen gestellt haben und mehr über die Geschichte des Holocaust und der Nazizeit zu wissen scheinen, als ich in ihrem Alter über das Leben meiner eigenen Mutter wusste.

Trotzdem blieben für mich Fragen offen: Die NSDAP hatte rund 12 Millionen Mitglieder, SA und SS rund 4 Millionen, Hunderttausende gingen beim großen Arisieren auf Schnäppchenjagd. Ob diese jungen Leute tatsächlich mehr über ihre eigenen Grosseltern und Urgrosseltern wissen als wir in ihrem Alter von unseren? Und ob die heutigen erwachsenen Deutschen wirklich mehr wissen – und mehr wissen wollen – über ihre eigene Familiengeschichte als wir?

Die Geschichte des Unternehmens, das bis 1937 dem Grossvater meiner Cousinen und meinem Grossvater gehörte, macht mich skeptisch. Unser Urgrossvater Heinrich Vogel, ein Sattler, hatte offenbar die wachsende Bedeutung des Autos erkannt und gründete 1914, kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs, die Auto-Inneneinrichtungs-GmbH, einen zunächst noch kleinen Zulieferer der sich rasch entwickelnden Automobilindustrie. Nach seinem Tod ging die Firma auf seine beiden Söhne, unsere Grossväter über. Unter dem Druck der politischen Verhältnisse nach 1933 mussten die Brüder Vogel zunächst zwei ihrer leitenden Angestellten in die Geschäftsleitung aufnehmen; 1937 übernahmen die beiden „arischen“ Teilhaber das Unternehmen dann vollständig. Aus Gebr. Vogel wurde Elsen & Hemer.

So heisst die Firma bis heute, und auf Ihrer Homepage gibt es eigens einen Reiter für „Historie“. Im Sommer 2013 interessierte es uns natürlich brennend, wie sie diese 100jährige Geschichte darstellen würden. Was fanden wir? Einen dünnen Text über die Produkte des Unternehmens unter der Überschrift: „100 Jahre Familientradition“. Ein Brief und eine E-Mail an die Eigentümer, in denen ich bat, doch bitte auch die Gründer und früheren Eigentümer aus unserer Familie dort zu erwähnen, blieb bis heute unbeantwortet. Lediglich das Halbwort „Familien“ verschwand.

Heute Nachmittag waren meine beiden Cousinen, der Journalist Armin H. Flesch und ich im Verwaltungsgebäude der Firma. Wir verlangten nicht, dass ein Stolperstein vor der Türe gesetzt werde, denn unsere Grosseltern und Eltern überlebten. Wir aber wollen, dass sie erwähnt werden. Lassen Sie mich hierfür den Ausdruck „elektronischer Gedenkstein“ kreieren. Die Firma Elsen+Hemer ... willigte ein. Auftrag erfüllt!

Am Anfang meiner Rede habe ich mir die Frage gestellt, was uns allen gemeinsam sei – uns, den Mitgliedern dieser Besuchergruppe. Vielleicht, dass wir alle irgendwann erkannt haben, dass nur die Auseinandersetzung mit unserer Geschichte uns frei machen kann von der Vergangenheit. Nur wenn wir in den Rucksack hineinschauen, den wir tragen und der die Schultern unserer Eltern so sehr

gedrückt hat, nur wenn wir wissen, was wir im Gepäck haben, können wir selbst entscheiden, was davon künftig noch zu uns gehören soll – und was tatsächlich vergangen ist.

Dass uns die Stadt Frankfurt am Main mit ihrem Besuchsprogramm und ihrer grosszügigen Einladung zu dieser Auseinandersetzung die Gelegenheit gegeben hat, dafür bin ich ihr von Herzen dankbar. Ich vermute, allen aus unserer Gruppe geht es ähnlich.

So danke ich denn in unser aller Namen dem Oberbürgermeister und dem Magistrat der Stadt Frankfurt am Main und ganz persönlich Frau Constanze Wagner und Lea Manger für die Einladung, die exzellente Unterbringung und das prall gefüllte Programm.

Mein Dank gilt ausserdem den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Projekts „Jüdisches Leben in Frankfurt“, namentlich Frau Angelika Rieber, die uns besonders aufmerksam betreut hat.

Weil mir ein rein verbaler Dank aber gar zu trocken wäre, haben wir kleine Geschenke besorgt. Der Struwwelpeter und Stoffschuhsäcke wären jedoch nicht angebracht.

Ich bitte die Damen Wagner, Manger und Rieber sowie meine beiden Cousinen nach vorne.

[Übergabe der 4711-Flacons]